

Nr. 217. Bromberg, den 20. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Hohlöfnerin schüttelt den Kopf. „Vater, das glaubst du doch selber nit, daß dem die Stadt schaden tut."

„Schaden! Muß sie ihm denn gleich Schaden tun? Er ist ein junger Kerl! Du liebe Zeit! — Gehst du mit oder nit?"

„Es ich mir zu naß draußen. Kommst rückwärts wieder vorbei. Dann gehen wir mit einander heim."

„Meinetwegen." Der Bauer schreitet auf dem regennassen Wege dahin, und in ihm rumort es. Er zwingt sich zur Ruhe. Wäre etwas, dann hätten wir bestimmt Nachricht. Eine gehässige Stimme aber raunt ihm zu: Er braucht ja nicht tot zu sein, so arg muß es nicht gleich kommen, aber er kann im Krankenhause liegen und hat den Ärzten gesagt, nichts heim zu melden. Liegt aber einer im Krankenhause, dann weiß man nie, wie es ausgeht.

Es ist eine niederträchtige gehässige Stimme, die den Mann quält, und die über die Felder herkommt, aus denen es doch wie ein Jauchzen aufsteigt. Das nimmt schließlich das Bauernherz gefangen. Sommerregen auf dürstende Flur ist wie eine Schöpfung. Das Leben baut seine Tempel und Hallen mit tausend Händen zugleich. Lag es wie verdrossene Müdigkeit ob den dürren Fluren, so sind sie heute eine einzige jubelnde Melodie. Das dürstende Feld ist des grauen Zweifels unschönes Bild, das im Sommerregen schwelgende lachender Glaube.

Und dies Bild braucht der Hohlöfner. Gerade diesen Gegensatz, diesen Aufschwung zum Lichte aus der Düsternis der Not. Das reißt ihn mit. Er formt es nicht in sich, aber er empfindet es, daß auch er gegenwärtig über dürre Felder schreitet, und er weiß, daß der Regen bereits einsetzte, der die Öde in lachende Breiten wandeln wird. Steht er seinem Einzigen nicht heute schon ganz anders gegenüber als jemals? Er sehnt sich nach ihm, er beginnt leise zurückzutreten, ohne daß es schmerzt, er spürt, wie Achtung vor seinem eigenen Fleisch und Blut wachsen will.

Auf der flachen Kuppe über der Schachenleite stehend, läßt er die Augen über die Felder gehen. Von allen Breiten steigt ein feiner Dunst auf. Sie werden allmählich satt. Und auf alle Breiten rauscht der leise Regen nieder. Trinkt euch Vorrat! Die jungen Ähren tragen silbernen Hauch. Es ist der erste leise Gruß der kommenden Erntezeit.

Tief, tief atmet der Hohlöfner. Heimatluft! Und aus befreiter Brust steigt es: Ist ein Übergang! Es wird alles gut.

Und wieder ein Gedanke: Was wird dein Sohn für ein Mensch sein, wenn er wieder heim kommt? Ist es eine leise Furcht, die in dem Bauern aufsteigt? Der Hohlöfner hat keine Furcht, aber — er hat halt auch kein reines Gewissen.

Er kehrt heim, klopft wieder ans Fenster des Berteles Häuschens und bringt es spielend fertig, seine Frau zu täuschen, weil er selber auf Festland steht. Sie sprechen von dem Sohne.

„Daß er so lange nit schreibt!" sagt Minna Korn.

„Wie lange ist's denn her, Mutter?"

„Wenigstens vierzehn Tage."

„Und das ist lange? Wie er bei den Soldaten war, hat er alle Vierteljahre geschrieben."

„Aber jetzt ist er in der Grube."

„Jetzt sicher nit. Jetzt sitzt er mit den andern in einem Garten, eine Kapelle spielt den Radetzkymarsch und . . ."

„Er guckt sich nach den Mädeln um. Das willst du doch sagen."

Der Bauer lacht. „Hab ich nit sogen wollen, aber . . . Mutter, er ist siebenundzwanzig Jahre!"

„Und hat das Mariele!" zürnt die Mutter.

„Will er haben, hat er noch nit."

„Vater! Die hat er. Und wenn er mir etwa . . . Dann kriegt er's mit mir zu tun!"

„Und du bist keine Gute!"

Jetzt lacht auch die Bäuerin. „Hättest mich beinahe kopfscheu gemacht, Vater. — Ich weiß, wie ich mit meinem Jungen dran bin, und das Mariele weis es auch."

„Dann ist's ja gut. — Was macht eigentlich der kleine Lehrer?"

„Gar nix. Er geht dem Mariele nit aus dem Wege, aber er sucht sie auch nit auf. Wenn er sie trifft, freut er sich."

„Und sie auch."

„Ja, aber so nit, wie du denkst. Vater, Vater, wenn ich dich früher so gekannt hätte!"

„Hättest du mich auch genommen."

Frohgemut kamen die beiden Menschen heim. Der Knecht hatte heute frei, eine der Mägde war zur Mutter gegangen. Da griffen die Herrenleute im Stalle selber mit zu.

Der Abend kam, es hörte langsam auf zu regnen, in schweren, breiten Wellen flutete der herbe Duft aus Wiesen und Feldern über das Dorf. Es litt den Hohlöfner nicht daheim. Er spürte das frohe Drängen und Wachsen selber in allen Gliedern und mußte wieder hinaus.

Mitten aus der starken Lebensbejahung aber stieg wie ein grauer Notfelsen wiederum die Sorge. Wenn Rudolf nun doch im Krankenhause lag? Und wer war letzten Endes schuld? Etwa der Ender? Hohlöfner, auf den armseligen Menschen kannst du nichts abwälzen. Hin- und hergeworfen zwischen Zweifel und froher Sicherheit, meinte der Bauer, er werde am besten mit sich zurecht kommen, wenn er sich aufs Ohr lege und schliefe.

Er kehrte heim. „Mutter, morgen früh ist die Nacht weg. Wir wollen um vier auf der Trubichswiese sein. Ich lege mich hin."

Die Bäuerin lachte ihn aus. „Gehst du denn heute nit ins Wirtshaus?"

„Alles zu seiner Zeit. Heute nit." Er stieg die Treppe hinauf, und seine Frau, die eben noch mit der Milch hantierte, rief ihm nach, daß sie nicht lange auf sich warten lassen werde.

Und dann war ihr der Abend doch zu schade. Es war erst reichlich neun, und draußen war alles so frisch. So setzte sie sich denn an das Fenster, noch ein Weilchen dem Treiben auf der Dorfstraße zuzusehen. Ihr Blick fiel auf die Zeitungen. Aus denen machte sie sich zwar niemals viel, aber so am lieben Sonntagabend kann man immerhin einmal einen Mund voll Neuigkeiten mitnehmen.

Sie holte die Brille aus dem Topfbrette, putzte sie umständlich mit der Schürze, langte nach den Blättern. Da ein paar Zeilen lesend und dort ein paar, waren rasch etliche Nummern abgetan. Gleichmütig breitete sie ein neues Blatt aus. „Der Bergmann Richard Frieders ...“ Reichlich zwei Zeilen und soviel Jammer!

Dumpfe Angst stieg in ihr auf. Sie fürchtete nicht, daß auch Rudolf zu Schaden gekommen sein könne, aber sie ahnte seine seelische Erschütterung. Wie sollte er damit zurecht kommen? Den Frieders hatte er lieb gehabt, hatte so warmherzig von ihm, seiner Frau und seinem Heim geschrieben, von seinem Sehnen heim zur Erde, seinem Fleiße und seinem Streben. Und nun hatte er den Menschen erschlagen gefunden. Alles hatte der Stein erschlagen, nicht nur den Leib. Wie das auf Rudolf wirken mußte! Der ältere Mensch weiß, daß hinter allem Geschehen ein Fragezeichen steht, ja, daß selbst erfülltes Hoffen noch keineswegs erfülltes Glück bedeutet, der junge aber steht bei solch hartem Schicksalsschlage vor einem breiten Riß, der durch sein Leben geht. Die wenigsten fliegen mit raschem Schwunge darüber und stehen wieder auf den Beinen. Andere zaudern, irren auf und ab, eine Brücke suchend, wagen aber schließlich doch den Sprung, der sie hinüber trägt. Die meisten klettern mühselig an der einen Seite hinab und an der anderen hinauf, immer bedroht von dem Ausgleiten. Und schließlich gibt es auch solche, die weder fliegen, noch springen, noch klettern, für die der breite Riß vor ihnen das Ende bedeutet.

Zu denen wird Rudolf nicht gehören, aber auch er wird weder fliegen noch springen. Er wird klettern, hinab und hinauf. Und das ist ein mühselig Werk, und eine helfende Hand tut not.

Der Vater suchte ihn heute in Gedanken im Wirtshausgarten, den Klängen der alten Märsche lauschend. Der Vater! Gott sei Lob und Dank, daß er so fröhlich war. Er weiß nichts von dem Unglück. Wüßte er es, er würde in eine Not geraten, die nicht viel geringer wäre als die des Sohnes; denn er würde die Verantwortung fühlen, die auf ihm lastet.

Was doch aus einem raschen Worte werden kann! Heißblütig wird es auf den Tisch geworfen, ist nicht viel mehr als ein Samenkorn, und was für ein Baum wird daraus.

Die Hohlöfnerin nickt vor sich hin. Ein Wort aus der Bibel fällt ihr ein: Siehe, die Zunge, welch ein kleines Glied ist sie, und was für einen Brand vermag sie zu entzünden!

Vater, du armer, guter Mann! Dein Weib wird dich davor bewahren, daß du zu der Last, die du, wenn du es auch zu leugnen versuchst, jetzt schon trägst, auch noch die schwere Bürde auf dich nehmen mußt.

Die Hohlöfnerin weiß sich viel besser Rat als ihr Mann. Dort steht der Ofen. Ein Streichholz flammt auf, das Blatt verlodert.

Dann sitzt die Frau wieder am Tisch und grübelt. Was zu tun ist, weiß sie. Es muß eines hinfahren, dem Rudolf die Hand geben und ihm in die Augen sehen. Er ist ja doch im Hinanklettern. Drunten war er schon, — die Nachricht ist fünf Tage alt, — jetzt steigt er auf der andern Seite hinauf. Er wird auch allein fertig werden, aber wenn ihm einer die Hand entgegenstreckt, geht es rascher und sicherer.

Wer aber soll hinfahren? Der Vater nicht; denn er weiß nichts und soll nichts wissen. Das Mariele? Liebe hilft gewiß am ehesten, aber nicht die Liebe, die Mann und Weib zueinander führt. Hier muß die Mutter her.

Minna Korn wird den Sohn besuchen. Aber wie es dem Vater begreiflich machen? Eine Mutter ist zugleich Frau, und Frau sein heißt, Schwierigkeiten, an die der Mann Hebebäume und Flaschenzüge ansetzt, mit dem kleinen Finger beiseite schieben, heißt, ein Guckfensterlein, durch das man auf grüne Erde sieht, auch in der dichtesten Wolkenwand finden, heißt, unter hundert Wegen, die alle auf das gleiche Ziel zuzuführen scheinen und von denen dann doch neunundneunzig daran vorbeigehen, den einen einzigen richtigen erkennen.

Ein kurzes Gedenken noch dem Sohne, — die Mutter denkt an Krankenhaus und Leichenkammer vorüber und findet den Sohn, wo er ist, in seiner eigenen Kammer, — und die Frau steigt ruhig mit festen Schritten die Treppe hinauf.

„Schläfst du schon, Alter?“

„Noch nit ganz, aber lange dauert's nit mehr.“

„War schade, daß du schon ins Bett krochst. Jetzt ist's erst schön draußen. Hör nur, wie die jungen Leute singen.“

„Könnten aufhören mit ihrem Geplärre. Sie wissen nix Neues. Nix weiter als: Schön ist die Jugend, sie kommt nit mehr.“

Die Hohlöfnerin lachte. „Das haben wir auch einmal gerne gesungen.“

„Heute hat man andre Gedanken.“

„Was denn? Hast du etwa darüber nachgedacht, wie das Mariele zu ihrem Gelde kommt?“

„Das ist doch nit meine Sache.“ Und dabei langt der Bauer in Gedanken tief in das Bettstroh, wo der Sparstrumpf steckt.

„Vater! Das wär nit deine Sache? Wem seine denn sonst?“

„Den zweien ihre.“

„Dann denk ja nit dran, den Rudolf einmal wieder daheim zu haben.“

„So? Wär nit noch schöner, wenn wir uns immer mit fremden Leuten herumschlagen müßten.“

Eben kuschelte sich die Bäuerin in das Bett, klopfte die Federn alle nach den Füßen zu und sagte so ganz nebenbeim im Klopfen: „Der Rudolf braucht frische Wäsche, und ich wollte mir schon lange ein neues Kleid kaufen. Was meinst du, Vater, wenn ich einmal zu ihm führe?“

Da schlägt dem Bauern wahrhaftig das Herz bis zum Halse. Soll er poltern oder soll er gütlich ausreden? Die Mutter darf auf keinen Fall fahren. Lieber Gott, wenn sie hinkäme, und der Rudolf läge im Krankenhause!

Der Bauer schlägt einen Mittelweg ein. Halb ist es Poltern, halb gütliches Zureden.

„Jetzt hinfahren, wo wir alle Hände voll zu tun haben? Ich habe nix dagegen, wenn du im Winter einmal hinfährst, obwohl er's nit wert ist, aber jetzt ist dazu keine Zeit.“

„Nit wert, Vater? Das mußt du nit sagen. Sowas tut einer Mutter weh.“

Der Hohlöfner knurrt, aber es ist nicht zu verstehen, was er zwischen den Zähnen malmt.

Schon redet die Frau weiter. „Und das mit der Arbeit stimmt auch nit. Ihr braucht mich ja gar nit. Was ich mache, das Essen herrichten, das kann die alte Henriette auch. Und einen Tag geht's allemal. Länger bleibe ich ja doch nit.“

„Hör auf, Mutter. Ich will's nit haben. Warum läßt er so lange nix von sich hören.“

„Hast doch selber gesagt, daß er in der Stadt so viel zu sehen und zu hören hat, daß er darauf vergißt.“

„Ich weiß nit, ob ich das gesagt habe. — Aber er hätte lange wieder schreiben können und dabei bleib ich.“

„Vater“, eine arbeitsharte Hand langt herüber und findet die des Mannes, „ich sehne mich halt so nach ihm. Ihr Männer seid härter, aber eine Mutter ist eine Mutter.“

Dagegen kommt der Mann schwer auf, und wenn jetzt überhaupt noch etwas zu erreichen ist, dann nur mit gütlichem Zureden.

„Er ist doch kein kleines Kind mehr.“

„Vater, einer Mutter bleibt ihr Kind immer so, daß sie ihm helfen möchte.“

„Er braucht keine Hilfe, verlaß dich drauf.“

„Ich will ja auch nit um seinetwillen hin, es ist doch um meinetwillen.“

„Sei vernünftig, Mutter. — Warum willst du denn gerade jetzt fahren?“

„Weil ich gerad jetzt so ein Sehnen in mir hab. Ich möchte wissen, wie er aussieht und wie er wohnt, und den Frieders möchte ich kennenlernen und seine Frau auch. Das müssen rechtschaffene Leute sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Tausend Kilometer die Weichsel hinab.

Eine Ferienfahrt Thorner Ruderer.

IV.

Der nächste Tag, der uns sehr früh im Boot fand, sollte uns bis Warschau bringen. Ob dort die Aufnahme auch so gastlich sein würde wie bisher an jedem Abend?

Von Uferhöhen war fast den ganzen Tag nichts zu sehen. So konnte der Strom sich in der Ebene austoben und uns durch Windungen und Sände ärgern.

Und doch auch hier wieder Reize besonderer Art. Kennst du das Watt vor der Weser oder Elbe oder bei den nordfriesischen Inseln bei Ebbe im Sonnenglut? Du ziehst dort mit dem Boot im ablaufenden Wasser durch die tief ins Watt eingeschnittenen Priele, über die die sengende Sonne, die dir auch aus dem Wasser ihre Pfeile ins Auge schießt, und um dich das spiegelnde Watt mit den grell leuchtenden Sänden, über denen die flimmernde Luft alle Linien verwischt. Dazu schimmernde Möwen, die sich aus dem leichten Wiegeflug wie Geschosse nach dem eräugten Fisch ins Wasser werfen, um sich dann mit feilendem Kreischen um die Beute zu streiten.

Die gleiche Stimmung findest du auch hier im Mittellauf der Weichsel. So können gut regulierte Ströme nie wirken, und mit der fortschreitenden Stromverbesserung wird auch diese Schönheit verschwinden.

An einigen Stellen fanden wir nun schon große Bagger, die die schlimmsten Untiefen beseitigen sollten. Oft auch sahen wir schwere Kräne damit beschäftigt, uralte, riesige Baumleichen aus dem Stromlauf zu wuchten, die mit ihren knorrigen Aststümpfen schon manch Leck verursacht haben mögen.

Die Mittagsglut zwang uns zur längeren Rast bei Góra-Kalwaria, wo wieder größere Uferbauten beginnen, die dem Fluß von hier an ein halb zivilisiertes Aussehen geben.

Schon viele Kilometer oberhalb Warschau, dem wir uns gegen 6 Uhr näherten, ein reges Ruder- und Badeleben. Von einem freundlichen Herrn wurden wir auf unsere Frage nach einem Nachtquartier an seinen Klub gewiesen. Ruder- und Motorboote in solchen Mengen auf dem Strom, daß die vielen trainierenden Boote oft kaum Platz für freie Fahrt fanden.

Und dann eine Aufnahme bei dem Warszawski Towarzystwo Wioslarski wie wir sie uns nicht besser wünschen konnten. Die Sorge für das Boot nahmen uns die Bootsdiener ab, die uns auch sofort ein sauberes Zimmer im Klubhaus richteten. Und bald saßen wir gebadet und erfrischt beim Abendessen auf der Terrasse des Hauses.

Kilometer 513.

So schön das Ursprüngliche der letzten sechs Tage war — ein wenig Kultur tut dann doch recht gut!

Schade, daß wir mit Rücksicht auf den nächsten Tag, den kilometerreichsten der ganzen Tour, schon auch bald zur Ruhe mußten.

Um vier Uhr pünktlich lag unser Boot gesäubert bereit!

Gut ließ sich der Tag an: leichter Rückenwind und leichtes Gewölk, das uns die Sonne fernhielt.

Aus unterhalb Warschaus zeigten die lieblichen Düfte, die aus dem Wasser aufstiegen, wie viel eine große Stadt zur Verbesserung des Wassers beiträgt! Erstaunlich ist es aber, wie rasch sich ein großer Strom selbst wieder reinigt.

Nach zwei Stunden sahen wir über Warschau ein schweres Gewitter und freuten uns, durch frühen Aufbruch diesem Hemmnis aus dem Wege gegangen zu sein. Aber schon wenige Minuten später faßte uns selbst die erste Bö. Und unglücklicherweise kam nun der Wind so scharf den Strom herauf, daß wir bei unserm tief geladenen Boot wegen hohen Wellengangs erst eine Stunde auf Abflauen des Windes warten mußten. Kaum waren wir wieder in Fahrt, so zog ein neues Gewitter mit kurzer aber eindrucksvoller Regenbö über uns weg.

Dazu blieb uns der hindernde Gegenwind den ganzen Tag über treu! Statt zweier Stunden nach dem 25 Kilometer unterhalb Warschau gelegenen Modlin (Nowo Georgiewsk) brauchten wir über vier. Und noch fast hundert Kilometer lagen für diesen Tag noch vor uns! Wohl brachte uns der Bug bei Modlin endlich mehr Wasser, doch zugleich auch eine Verbreiterung des Strombetts und damit auch eine Verbreiterung der Angriffsfläche für den Wind und prachtvolle Wellen. Oft sind wir so nur sechs Kilometer die Stunde vorwärts gekommen.

Um 12 Uhr waren wir des Kampfes gegen den starken Wind müde und gingen recht erschöpft und mißmutig an Land zum Abkochen und Schlafen. Wenn wir heute nicht Plock erreichten, so war auch für die nächsten Tage unser Fahrplan über den Haufen geworfen. Aber Plock lag noch über 70 Kilometer entfernt, also volle sieben Ruderstunden ohne Gegenwind und ebenso lange saßen wir schon im Boot.

Um ½5 Uhr wieder im Boot, fest entschlossen, bis Plock durchzuhalten. Czerwinsk und das schon in der Abendsonne liegende Wyszogród zogen langsam an uns vorüber. Von diesen Höhen haben einst die Russenbatterien weit hinter die deutschen Stellungen an der gegenüber mündenden Bzura sehen und reichen können.

Und dann kam der Sonnenuntergang und die lange Dämmerung und allmähliches Abflauen des Windes. Und überall flammten nun die kleinen weißen und roten Lichter auf, die hier die Fahrtrinne bezeichnen. Gut, daß der Dampferverkehr hier unterhalb Warschaus nicht auch schon eingestellt war, für den diese Nachtbefeuerung des Stromes erfolgt.

Oft haben wir drei uns die Augen ausgeschaut, um zu erkennen, in welcher Lage die vor uns auftauchenden Lichter zu einander standen: oft ein Rätselraten und Tappen, denn bei unserer geringen Augenhöhe war ein sicheres Erkennen nicht immer möglich. Und hin und wieder sind wir auch auf Sand gekommen und haben noch mehr Zeit verloren.

Kurz vor 12 Uhr tauchten die Lichter der Brücke von Plock vor uns auf und bald darauf lagen wir am Bootshaus des Ruderklubs fest. Der herausgeklopfte Bootsdiener machte uns noch rasch etwas Tee und dann lagen wir auf den Feldbetten und fühlten immer noch in den ersten Schlaf hinein das Schlingern und Stoßen des Bootes.

Kilometer 635.

(Schluß folgt.

Rettung am Strande.

Skizze von Wenzel Ortlepp.

„Also, Kerl, sei gescheit! Hörst du die hübsche Mary singen? Sie hat Sehnsucht nach dir. Diese Südsee-Insulanerinnen sind wackere Kerlchen. Schon manchen Weißen habe ich gesehen, der ausgehungert hier an den Strand trieb und von einem verliebten braunen Mädchen dick und rund gefüttert wurde. Die Kleine ist übrigens nicht dumm, ihr Vater war ein Deutscher."

Der Zerlumpte schüttelte den Kopf. Finster blickte er über das ruhig atmende Meer. Ein leiser Wind kam aus der blauen übersonnten Ferne, trieb vergnügt kichernde Wellchen zum Strande herauf und fuhr in die hohen Wipfel der Palmen, die sich flüsternd einander zuneigten. Ein schöngewachsenes Mädchen trat aus der nahen Hütte und schritt an den beiden Männern vorüber. Ihre sanften Augen ruhten mit einem naiven Gemisch von Lockung und Stolz auf der hohen Gestalt des zerlumpten Weißen.

Der Dicke nickte ihm aufmunternd zu: „Na, merkst du was, old boy? Schluck deinen Stolz hinunter! Wirst lange nichts Rechtes in den Leib bekommen haben."

„Heute gab es Fisch und Bananen . . ."

„Schneide nicht auf, Mensch! Kokosnuß, roh, mit Milch. Mehr wird dein Speisezettel nicht enthalten. Also tu, was ich dir rate! — Oder hast du in der Heimat eine Braut, die dir nicht aus dem Sinn will?"

„Ja und nein. Als ich ihr schrieb, ich hätte in Sidney mein Geld verspielt, antwortete sie mir, sie habe keine Lust, noch lange zu warten, und wolle nun einen andern heiraten. Aber vergessen kann ich sie trotzdem nicht. Und seit diesem Abschiedsbrief bin ich erst richtig vor die Hunde gegangen."

„Das ist sentimentales Gewinsel. Davon wirst du nicht satt. Oder sag mal, was willst du nun eigentlich machen?“

Bei dem derben, doch wohlgemeinten Zuspruch des Dicken mußte Bill trotz seiner verzweifelten Stimmung lächeln: „Ich habe kürzlich von einem Eingeborenen gehört, der in dieser Bucht einen tüchtigen Brocken Ambra gefunden hat. Man erhält dafür ein schönes Stück Geld . . .“

„Ich weiß, ich weiß. Aus dem Zeug machen sie drüben Parfüm. Aber erstens kommt das nur alle Jubeljahre einmal vor. Und dann die verdammten Haie . . .“

„Bah, ich versuch's. Wenn ich dabei von solch einem Biest gefressen werde, ist es mir auch gleich. Einmal muß dieser Jammer ja doch ein Ende haben.“

„Mann, ich rate dir . . .“ Aber die Mahnung kam zu spät. Mit einem schnellen Griff hatte Bill die Kleider abgestreift und schwamm mit kräftigen Stößen ins Meer hinaus. Kleiner und kleiner wurde sein blonder Schopf.

Mit offenem Munde starrte der Zurückgebliebene ihm nach. Plötzlich sprang er mit einem wilden Fluch in die Höhe. Ein dunkles Dreieck war über dem grünlichschimmernden Spiegel sichtbar geworden, darunter ein grauer langgestreckter Schatten. Barmherziger Himmel: Ein Hai! Noch schien das Untier nicht den Mann und dieser nicht die fürchterliche Gefahr bemerkt zu haben.

Da aber kam ein jauchzender Schrei vom Meere her. Ein Arm reckte sich wie triumphierend in die Höhe. Gleichzeitig wandte sich der Schwimmer dem festen Lande zu, das wenige hundert Meter von ihm entfernt eine schmale Zunge ins Meer hinausstreckte. In demselben Augenblick änderte aber auch das dunkle Dreieck die Richtung und hielt auf den Mann zu. Dann verschwand es unter der Oberfläche: Kein Zweifel: Das Ungeheuer hatte die Beute gewittert und die Verfolgung aufgenommen.

Der Mann am Strande begann wie irrsinnig zu schreien. Aber die von der See kommende Brise zerriß die warnenden Rufe. Da wurde es plötzlich hinter ihm lebendig. Ein vielstimmiges Geschrei erscholl. Eine Schar brauner Mädchen rannte am Ufer entlang dem Schwimmer entgegen, allen voran Mary.

Sie hatte ihr leichtes Gewand von sich geworfen und ein langes Messer zwischen die blinkenden Zähne geklemmt. Dann stürzte sie sich ins Meer, die anderen Insulanerinnen blieben schreiend und gestikulierend auf dem Lande zurück. Mary schwamm wie ein Fisch. Bald darauf erschien ihr schwarzer Kopf neben dem Manne. Aber dann rauschte das Wasser auf; wenige Meter davon hob sich die Flanke des Haifisches aus dem Meere. Mary verschwand. Gleichzeitig auch der Leib des Menschenfressers. Atemlos verharrten die Zuschauer. Wen würde das Ungeheuer verschlingen, den Mann oder das Mädchen? Plötzlich schoß ein breiter Blutstrom in die hellgrüne Flut. Wieder erschien die dunkle Flosse des Meerestigers; dann folgte der langgestreckte Leib des Untieres: Hilflos trieb er auf der Oberfläche des Wassers. Dann tauchte Marys schwarzer Kopf von neuem auf. An der Seite des Geretteten schwamm sie dem Lande zu. Sie hatte dem Haifisch mit einem wohlgezielten Messerstich den Bauch aufgeschlitzt.

Als der Dicke atemlos heranfeuchte, traten ihm die beiden Arm in Arm entgegen, umringt von den fröhlich schnatternden Insulanerinnen. Strahlend wies Bill seine Beute: ein mächtiges Stück Ambra.

„Donnerwetter, solch ein Dusel! Mehrere tausend Mark ist das Ding wert. Und sonst — ich kann wohl gratulieren!“



* **Wunder der Tunnelbauten.** Für Laien wird es fast immer unbegreiflich bleiben, daß Ingenieure beim Bau von Tunnels in der Lage sind, während der Arbeit so genaue Berechnungen und Messungen vorzunehmen, daß die von beiden Seiten vorgetriebenen Stollen in der Mitte genau aufeinandertreffen. Ein sehr gutes Resultat wurde z. B. beim Bau des Mont-Cenis-Tunnels, der sechs Meilen (!) lang ist, erreicht. An der Stelle, wo die beiden Stollen aufeinanderstießen, bestand nur eine Differenz von etwa 35 Zentimeter. Noch besser war das Ergebnis beim Hoosac-Tunnel in Massachusetts. Die von beiden Seiten vorgetriebenen Schächte differierten nur um 10 Zentimeter, obgleich dieser Tunnel fast 5 Meilen lang ist. Der älteste Bericht über Tunnelbauten ist wohl die Silvoa-Inschrift, die am Eingang des 1700 Fuß langen Tunnels, auf eine Tafel eingeschnitzt, angebracht ist. Der Silvoa-Tunnel verbindet den Silvoa-See in der Nähe von Jerusalem mit dem Meer. Die Inschrift beschreibt, wie die Bergleute an beiden Enden arbeiteten und sich nicht treffen konnten, obwohl sie einander deutlich arbeiten hörten. Untersuchungen ergaben schließlich, daß die beiden Tunnelteile ungefähr fünf Fuß voneinander entfernt waren. Dadurch entstand in der Mitte des Tunnels eine Krümmung, die der Automobilist unserer Zeit als „Teufels Ellenbogen“ bezeichnet.

*

* **Gabriele d'Annunzio als Parfümfabrikant.** Gabriele d'Annunzio, Italiens berühmter Dichter, langweilte sich. Kurz entschlossen kaufte er sich alles, was zur Einrichtung eines Maler-Ateliers gehört und begann, ohne Lehrer, nur seinen Eingebungen folgend, Bilder „herzustellen“. Als ihm diese Beschäftigung allein nicht mehr genügte, fertigte er in seiner freien Zeit Parfüms an. Nun hat er sein Lächeln wieder gefunden und erklärt jedem Besucher, daß ihm diese Arbeiten viel besser gefielen als die ganze Literatur.

 **Rätsel-Ecke** 

Was man jetzt oft hört.

(Nebenfluß der Weser.) (Was jeder übt.)



*

Silben-Rätsel.

Drei Silben halte schnell bereit:
Ein Gott aus sagenhafter Zeit,
Ein stilles Reich, von Duft gewürzt,
Ein Vater, jedoch abgekürzt.
Fügst du sie aneinander dann,
So hast du einen großen Mann.

*

Rezept-Rätsel.

Man nehme:

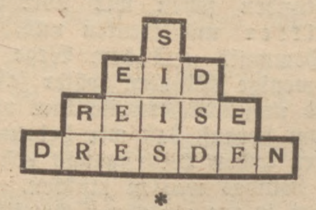
5/7 von einer Wachtel,
3/6 von einer Ameise,
4/6 von einer Auster.

Was ergibt das zusammen?

Auflösung der Rätsel aus Nr. 205.

*

Pyramiden-Rätsel:



*

Rätsel: Harem — Harm.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.